

IVAN IVANJI

Corona in Buchenwald

ROMAN

LESEPROBE

PICUS VERLAG WIEN

Für Volkhard

*Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen
Schritt!*

*Seht, wer da kommt und festlich näher
tritt! [...]*

*Es gönnten ihr die Musen jede Gunst
und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Namen ziert, Corona,
dich.*

*Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht
schön.*

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,
Auf Miedlings Tod

Sind zwölf sehr alte ehemalige Häftlinge des Konzentrationslagers Buchenwald im April des Jahres 2020 nach Weimar gekommen, um dort zu Ehren aller ihrer ermordeten Kameraden und zur Feier des fünfundsiebzigsten Jahrestags ihrer Befreiung gemeinsam vom Corona genannten Virus angesteckt zu sterben? Haben sie sich heimlich verabredet, dieses Zeichen zu setzen? Tatsächlich verabredet oder unbewusst mit dieser Idee gespielt? Die Welt würde aufhorchen.

Was sich tatsächlich im Frühjahr 2020 in Weimar und auf seinem Ettersberg, in Europa, nein, auf der ganzen Welt, abgepielt hat, grenzt selbst ohne fantasievolle Zutaten schreibender Zeitgenossen an Horror, ist viel zu absurd, um wahr zu sein. Gemeint ist der Sprung eines altbekannten Virus vom Tier auf den Menschen. Erfundenes lebt manchmal ziemlich lange, Erlebtes verändert sich als Erinnerung oder gerät für alle Ewigkeit in Vergessenheit. Aber an doppelter Lungenentzündung zu ersticken ist raue, sehr raue Wirklichkeit.

Hoffentlich kann man sich mit einiger Willenskraft ausmalen, was im Hotel Elephant, in dem im Laufe der vergangenen Jahrhunderte vielerlei Ewigkeit Verdienendes, Wunderbares, Verrücktes, Unvorstellbares, allerdings auch Böses geschehen und vom Balkon aus dem Volke zugebrüllt worden ist, Neues passiert zu Corona-Zeiten. Wobei nicht die Schauspielerin Corona Schröter gemeint ist, die hier mit Goethe häufig Wein getrunken hat, leider handelt es sich keineswegs um die Schöne. Warum also sollten dann nicht auch alte Buchenwaldianer mit ihrer jungen Begleitung dem im Moment so furchtbaren,

hoffentlich schnell vergänglichen Virus auf eine neue, absurde, ihre eigene, absonderliche Weise trotzen? Hat doch bereits der soeben genannte Geheimrat einst festgestellt: »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, das Unzugängliche, hier wird's Ereignis.«

Ja, das ist es, was versucht werden soll: das Vergängliche beiseitezuschieben, Unzugängliches als Gleichnis darzustellen, das Unvermögen der Tagträume zu überwinden. Und welches bessere Bühnenbild wäre dafür denkbar als das Hotel Elephant?

Machen wir uns also auf den Weg, so gut man seine Reise planen kann. Wissen kann man nie, was einen am Ziel erwartet.

Wären wir tapferer, viel tapferer gewesen, hätte Nachfolgendes geschehen können. Vielleicht. Wieso nicht?

ANKUNFT

Obwohl die neunundvierzig ehemaligen Häftlinge des Konzentrationslagers Buchenwald und ihre Begleitpersonen längst ihre Einladungen und sogar die Flugtickets und Reservierungsbestätigungen für ihre Zimmer im Hotel Elephant in Weimar erhalten hatten, teilte man ihnen plötzlich mit, dass wegen des Gesundheitsrisikos infolge der Ausbreitung des von der Weltgesundheitsorganisation SARS-CoV-2 genannte Virus, das zu einer Virenfamilie gehört, die die Wissenschaftler, die sie entdeckt hatten, freundlich Corona getauft haben, wie auch die Schröter hieß, die die Iphigenie der Uraufführung auf der Ettersburg auf dem Ettersberg gegeben hatte, der fünfundsiebzigste Jahrestag der Befreiung nicht mehr wie geplant stattfinden könne. Alles müsse leider abgesagt werden. Daraufhin schrieb einer der betroffenen alten Herren, er habe mit mehreren Kameraden Kontakt aufgenommen, sie würden gerne auf eigene Rechnung kommen, ob es möglich sei, die Flugtickets und Zimmerbuchungen nicht zu stornieren, die Kosten werde man gern aus eigener Tasche rückerstatten. Sie kämen aus Ländern, aus denen die Einreise nach Deutschland zumindest derzeit noch nicht verboten sei, gegebenenfalls müssten sie an der Grenze zurückgewiesen werden. Sie wollten ihren toten Kameraden noch einmal die Ehre erweisen und ihnen Rechnung darüber ablegen, wie der Eid, den sie unmittelbar nach der Befreiung aus dem KZ Buchenwald auf dem Ettersberg geleistet hatten, befolgt worden sei. Oder eben nicht. Nicht vollständig. Sie seien alle über neunzig und sich des Risikos für sich selbst durchaus bewusst, es würde sich jedoch zu ihren

Lebzeiten kaum mehr eine weitere solche Gelegenheit bieten. Gedenktage seien zwar nur Meilensteine auf einem Wege, aber man halte an ihnen an, um ein wenig über das Ziel der Reise zu reflektieren.

Die zuständigen Herren, der Ministerpräsident, der Oberbürgermeister, der Direktor der Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora konferierten mit dem Direktor des Klinikums und weiteren Ärzten. Es gab Bedenken. Allerdings war man besorgt, die hartnäckigen alten Leute könnten eine Absage oder ein Anreiseverbot medial verwerten, als Verbot, sich vor den Toten zu verneigen deuten, ja als Leugnen der Nazigräuere. Nach einigem Zögern gaben die Veranstalter also nach. Wenn die Herrschaften schon kämen, wären sie natürlich Gäste, der Hintergedanke war wohl auch, so würde man mehr Argumente haben, sie zu kontrollieren. Die betagten Herren sollten allerdings eine eidesstattliche Erklärung abgeben, dass sie im vollen Bewusstsein des Risikos die volle Verantwortung für sich und ihre Begleitung übernähmen.

Es waren am Ende zwölf Überlebende, die vier Tage vor dem vorgesehenen Tag der Gedenkfeier anreisten. Der sollte ohnehin sechs Tage vor dem wirklichen Jahrestag stattfinden, am 5. April, das Lager war an einem 11. April befreit worden. So war der Kalender ohnehin schon in Unordnung geraten, denn der 11. April des Jahres 2020 fiel auf den Samstag zwischen Karfreitag und Ostersonntag, auf den Tag, als Gott tot war und seiner Auferstehung am nächsten Tag entgegensah. Wenn sich Jesus Christus mit Gott, dem Vater, und dem Heiligen Geist in heiliger Einigkeit befand, waren mit seinem Tod auch Gott der Vater und der Heilige Geist tot. Das war im frühen Christentum ein großer Disput gewesen, auch für Nietzsche ... Vor solchen theologischen Überlegungen und ganz besonders vor den großen Philosophen schreckten die Veranstalter

allerdings zurück und wichen solchen Fragestellungen oder gar Argumenten einfach aus. Hochbetagte Menschen schwafeln nun einmal mitunter vor sich hin.

Zwölf Überlebende, teils von ihren Gattinnen, teils von Kindern oder Enkelkindern und deren Lebensgefährten oder von jungen Freunden begleitet, würden also im Hotel Elephant ihre schönen Zimmer beziehen. Die Hoteldirektion hatte nach der Absage der Feier und der Stornierung aller Zimmer keine neuen Reservierungen mehr angenommen, die Zimmer waren ja glücklicherweise schon bezahlt gewesen, das Personal in Urlaub geschickt. Nun musste zumindest ein Teil der Leute wieder in den Dienst zurückgerufen werden. Wunderbar. Der sterngeschmückte Chefkoch freute sich ganz besonders, dass es weniger Gäste geben würde, so konnte er seine Kunst mit besonderer Aufmerksamkeit beweisen.

Einer nach dem anderen kommen sie an, die Trotziges, die sich der Naturgewalt nicht haben unterwerfen wollen. Vor dem Hotel werden sie von einem Mitarbeiter der Gedenkstätte empfangen, dem der Fahrer im Voraus angekündigt hat, wer wann ankommen würde. Polizeibeamte in Zivil begrüßen sie. Weitere uniformierte Polizisten gehen schweigend vor dem Hotel auf und ab.

Als Erster ist der Serbe Alexander Mihályi-Mihajlović, genannt Sascha, am Flughafen abgeholt worden, den sein Sohn und dessen Lebensgefährtin begleiten. Der Fahrer bittet sie, noch einige Minuten zu warten, gleich komme ein weiterer Flieger an, mit dem ein Herr aus Amerika erwartet werde – auch wenn der eigentlich Italiener sei. Als er eintrifft, machen die Herren sich bekannt, umarmen einander fast, obwohl sie sich nicht von früheren Veranstaltungen hier aneinander erinnern können, sie sehen dann aber davon ab. Das blöde Virus.

Die Begleiterin des amerikanischen Italieners Franco Miculetti ist seine sehr gut aussehende, kreolisch anmutende Enkeltochter Galilahi.

»Was für ein schöner Name! Den habe ich noch nie gehört. Hat er eine Bedeutung?«, fragt Saschas Sohn Marko, er duzt jedermann, wie das in seiner Generation üblich ist.

Sie antwortet verschnupft: »Es ist ein indianischer Name, drei meiner Großeltern sind Navajo. Der Name bedeutet ungefähr ›Sie ist ein hübsches Mädchen‹. Man könnte ihn auch mit ›die Attraktive‹ übersetzen. Passt das zu mir? Was meinst du?«

»Ich finde, er passt. Ich heiße übrigens Mila, das bedeutet, ich sei lieb«, mischt sich Markos Freundin ein. »Wer hat dir diesen Namen gegeben, wie konnte er wissen, wie du einmal aussehen wirst?«

»Mein Urgroßvater mütterlicherseits. Er war ein großer Mediziner.«

Der Fahrer mahnt die Herrschaften höflich zur Eile und alle nehmen im Kombi Platz, Sascha und die Seinen auf der hinteren, der Italoamerikaner nebst Enkelin auf der mittleren Bank. Während der langen Fahrt spricht keiner. Am späten Nachmittag kommt die kleine Gesellschaft im Hotel Elephant an. Franco und Sascha sind schon öfter hier gewesen und wundern sich ein wenig, weil die Renovierung die Lobby stark verändert hat. Sie sollte wohl gediegen wirken, es ist jedoch reiner Kitsch geworden.

»Entschuldigt«, sagt der Italiener mit etwas rauer Stimme. »Ich habe mich gar nicht vorgestellt. Ich bin Franco Miculetti. Und wie heißt du, Kamerad? Ich kann doch Kamerad sagen und dich duzen, unter alten Buchenwaldianern? Der Fahrer hat dich als Herr Mihályi angesprochen, der Beamte hier vor der Hotel Tür als Herr Michailovitsch, deine Schwiegertochter

hat Sascha zu dir gesagt, wie heißt du nun wirklich?»

Sascha und sein Sohn lachen, der Serbe erklärt: »Zugegeben, es ist kompliziert, aber gleich kommt es noch schlimmer. Es ist ein Durcheinander, fast ein wenig peinlich, aber es war lebensrettend. Also: Mein Großvater hieß Mandelbaum. Er wohnte im Banat, das gehörte damals zum ungarischen Teil von Österreich-Ungarn, und es war unter Juden Mode, ihre Nachnamen zu magyarisieren. So nahm er den Namen Mihályi an. Mein Vater und ich wurden als Mihályis geboren und ich sollte eigentlich Sándor Mihályi heißen. Aber mein Vater wollte ein guter Bürger des neuen jugoslawischen Staates sein und ließ seinen Namen amtlich auf Mihajlović ändern. Sándor ist Alexander, auf Serbisch Aleksandar, also war mein Name nun Aleksandar Mihajlović. Beschnitten nach jüdischem Ritual wurde ich nicht, meine Eltern waren Atheisten. Als Hitlers Bewegung immer mächtiger und Österreich heim ins Reich beordert wurde, ließ mein Vater mich bei einem befreundeten reformierten Pfarrer taufen. Der stellte mir einen Taufschein mit rückdatiertem Taufdatum aus, auch den Schülerschein fälschten wir: Jetzt war ich Sándor Mihályi. So kam ich während des Krieges in den von den Ungarn besetzten Teil Jugoslawiens, in die Batschka, und konnte mich ohne Weiteres als Ungar ins Gymnasium einschreiben ...«

Galilahi muss lachen, sie begreift das alles nicht ganz, es ist wie aus einem schlechten Film. Franco stützt sich auf die Lehne eines großen Sessels, er sieht tatsächlich abgespannt aus, sie unterhalten sich stehend und er hat ja selbst den Redeschwall angezettelt, nun muss er durchhalten. Der serbische Jude mit den vielen Namen bemerkt seine Unruhe gar nicht, sondern setzt fort.

»Aber 1944, als die Pfeilkreuzler in Ungarn an die Macht kamen ...«

»Was sind Pfeilkreuzler?«, will Galilahi wissen. Marko springt ein:

»Bitte, darüber ein anderes Mal. Weiter, Papa, aber komm bitte zum Schluss!«

»Gewiss doch. Also, ich flog 1944 auf und zu meinem Glück wurde ich als Jude nach Auschwitz gebracht, aber als arbeitsfähig nicht sofort vergast, sondern weiter nach Buchenwald geschickt, nicht wegen Urkundenfälschung als Kommunist angeklagt und erschossen. Und als ich zurückkam und in Titos Kommunistische Partei eintrat, passte mir dieses Mihályi nicht mehr und ich wechselte den Nachnamen zurück auf Mihajlović. Moment, noch bin ich nicht fertig. Inzwischen habe ich auch die österreichische Staatsbürgerschaft und einen legalen Pass, in dem Alexander Mihályi als Pseudonym des Schriftstellers Mihajlović angegeben wird. Ich muss nur immer aufpassen, wenn ich wo unterschreibe, besonders auf Verträgen, Geldüberweisungen und so, denn in Serbien unterzeichne ich in kyrillischer Schrift, sonst natürlich in lateinischer. Dein Sasha zu Diensten, Franco. Natürlich sind wir Kameraden«.

Nach und nach treffen weitere Gäste ein. Die alten Buchenwaldianer erhalten Kennkarten, die sie sich anheften. Verwirrt nicken sie einander zu, kennt man einander von früher, von Feiern zu anderen Gedenktagen? Betagte Menschen sind nun einmal vergesslich. Zeit für Umarmungen und erste Gespräche findet sich jedenfalls nicht. Bevor man ihnen die Zimmerschlüssel überreicht, werden sie einzeln in einen kleinen Salon gebeten, in dem sie die Ärztin, Frau Doktor Gerda Meier, erwartet. Sie entschuldigt sich, dass diese Formalität notwendig sei, man sei ihn liebevoller Sorge um das Wohl der verehrten Gäste. Vorerst füllt sie jedoch nur einen Fragebogen aus, der die Krankengeschichte der Gäste, insbesondere ihre Beschwerden im Laufe des letzten Jahres erfasst. Am liebsten würde sie

sie gerne alle gleich untersuchen, erklärt sie, zumindest das Fieber messen, aber sie seien sicher müde von der Reise. Sie wolle sie aber so bald wie möglich, bei aller Rücksicht auf ihre Bequemlichkeit, reihum in ihren Zimmern besuchen, um das nachzuholen. Sie stehe zudem täglich von neun bis siebzehn Uhr bereit und sei zu jeder Tages- oder Nachtzeit telefonisch erreichbar. Abschließend verteilt sie ihre Visitenkarten und eine Liste mit wichtigen Telefonnummern verschiedener Behörden, der Unfallstation und der Polizei.

Sascha und Marko wollen gleich eine Tour durch die Stadt machen. Franco, der Italiener, will nicht mehr ausgehen, sondern lieber gleich im Hotel speisen. Also ermuntern die beiden Serben Galilahi, doch mitzukommen, weil sie noch nie in Weimar, ja nie in Europa gewesen ist. Sie blickt ihren Großvater fragend an, und als er kopfschüttelnd verneint, zuckt sie nur folgsam die Achseln. Sie tut das auf entzückende Art. Man verabredet sich also für nach dem Frühstück im ehemaligen Rauchersalon neben der Lobby.

Nachdem sie sich frisch gemacht haben, machen sich die Serben, die Zimmer auf der eleganten vierten Etage mit Blick auf den Markt bezogen haben, auf in die Stadt, um etwas Leichtes zu essen und gut zu trinken. Über den Platz, auf dem nur einige Polizisten herumstehen, spazieren sie zur Crêperie du Palais, ein wenig in Sorge, ob die trotz der Corona-Hysterie, wie Sascha die Situation nennt, geöffnet sein wird. Sie ist zu.

»Dabei ist doch sonst alles normal!«, sagt Sascha.

»Das ist es nicht«, antwortet sein Sohn. »Mach dir nichts vor, Papa.«

»Ich habe das Lager jetzt schon fünfundsiebzig Jahre lang überlebt, das ist eine Tatsache, sag du mir, ob das normal ist, und du siehst ja, dass es mir hier leichter fällt, zu Fuß zu ge-

hen als sonst in der letzten Zeit. Die Straßen sind so leer ...
Nun, Weimar war ja auch sonst am Abend ausgestorben, wenn
nichts Besonderes los war.«